

GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK

Can the Subaltern Speak?

Postkolonialität und
subalterne Artikulation

Aus dem Englischen von
Alexander Joskowicz und Stefan Nowotny
Mit einer Einleitung von Hito Steyerl

VERLAG TURIA + KANT

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by Die Deutsche Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-85132-506-5

© Gayatri Chakravorty Spivak

© für die deutsche Ausgabe: Verlag Turia + Kant, 2008
A-1010 Wien, Schottengasse 3A/5/DG 1
info@turia.at | www.turia.at

In Kooperation mit
translate. Beyond Culture: The Politics of Translation
<http://translate.eipcp.net/>

Inhalt

Hito Steyerl

Die Gegenwart der Subalternen

5

GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK

Can the Subaltern Speak?

17

Gayatri Chakravorty Spivak

Ein Gespräch über Subalternität

119

Editorische Nachbemerkung der Übersetzer

Zur zweiten Fassung von »Can the Subaltern Speak?«

149

Die Gegenwart der Subalternen

Hito Steyerl

Ist die Arbeiterklasse heute subaltern? Oder, um es mit der Überschrift aus Gayatri Spivaks ebenso berühmtem wie berüchtigtem Text »Can the Subaltern Speak?« zu wiederholen: »Kann die Arbeiterklasse sprechen?« Auf den ersten Blick ist diese Frage schockierend, auf den zweiten fehl am Platz. Denn warum sollte ausgerechnet die Arbeiterklasse so radikal von gesellschaftlicher Repräsentation ausgeschlossen sein, wie es der Begriff der Subalternität verlangt? Die Frage scheint angesichts einer weltweit arrivierten Sozialdemokratie, einer Unzahl von Gewerkschaften und Arbeitervertretungen widersinnig, wenn nicht verrückt. Was bedeutet es also, die Behauptung nahe zu legen, dass die Arbeiterklasse heute schweigt?

Schnitt zu einer anderen Szene. Der Film »Tout va bien« von Jean-Luc Godard und Jean-Pierre Gorin aus dem Jahr 1972 zeigt ein Interview mit einer Arbeiterin in einer besetzten Wurstfabrik. Jane Fonda spielt eine engagierte Reporterin, die mit den Arbeiterinnen sympathisiert und die Umstände ihres Lebens publik machen will. Aber dieses Interview wird auf ungewohnte Weise dargestellt. Der Film zeigt uns das Bild des Interviews, legt jedoch im Off die Gedanken einer Arbeiterin darüber, die stumm daneben steht. Sie denkt, dass das Interview in der Öffentlichkeit nur weitere billige Vorurteile verbreiten wird. Die Form der Sozialreportage ist selbst ein Klischee, eine Ausrede dafür, den Arbeiterinnen als »Betroffenen« weiterhin nicht zuzuhören. Godard und Gorin machen deutlich: So sehr sich die von Jane Fonda ver-

körperte Reporterin auch anstrengen mag, uns die Stimme der Arbeiterinnen zu vermitteln – gegen die geballte Macht der Klischees und Diskurse kommt sie nicht an. Und je direkter sie die Arbeiterinnen selbst zu Wort kommen lassen will, desto lauter wird deren Schweigen. In einem Interview¹ hat Godard dieses Problem zusammengefasst: Die ArbeiterInnen selbst sprechen zu lassen oder sie an der Produktion des Films zu beteiligen bedeutet keineswegs, sie auch wirklich zu Wort kommen zu lassen. Denn nicht das, was sie sagen, ist entscheidend, sondern das, was gehört wird. Godard und Gorin zeigen uns die Szene des Interviews mit der Arbeiterin daher als paradoxe Inszenierung eines beredten Schweigens. Kann die Arbeiterin aus »Tout va bien« sprechen? Selbst wenn sie spricht, fehlt der Ton. Ist sie deswegen schon subaltern?

EINE UNFREIWILLIGE ÜBERSETZUNG

Historisch ist der Zusammenhang zwischen Arbeiterklasse und Subalternität keineswegs aus der Luft gegriffen. Denn schon Gramsci, der die Subalternität politisch definierte, soll der Legende nach in seinen Gefängnisabgebüchern (1934–35) den Begriff des Proletariats durch den der Subalternen ersetzt haben. Das Wort Proletariat konnte er wegen der Gefängniszensur im faschistischen Italien nicht verwenden. So fand der Begriff der Subalternität, der eigentlich »von minderem Rang« bedeutet, als eine Art unfreiwillige Übersetzung Eingang ins Vokabular der politischen Theorie. Gramsci bezog ihn auf jene Gruppen der Gesellschaft, die der Hegemonie der herrschenden Klassen ausgesetzt waren, vor allem aber auf die bäuerlichen Klassen des peripheren Südens, die nie in die italienische Nation integriert worden waren – also auf Gruppen, die in sich uneins und von gesellschaftli-

cher Repräsentation ausgeschlossen waren. Die Subalternen sprachen nicht die Sprache der Nation – sie konnten sich nicht mit ihr verständigen und wurden somit auch kein Teil von ihr. Mehr noch – durch den Mangel einer gemeinsamen Sprache blieb jede subalterne Gruppe für sich. Anders als die Arbeiterbewegung jener Zeit, die eine international verständliche Sprache entwickelte, um sich als politisches Subjekt konstituieren, blieben die Subalternen verstreut.

Gramscis begrifflicher Neuschöpfung erging es demnach wie jeder Übersetzung: Übersetzungen haben eine eigene Dynamik – sie laden sich mit neuen Bedeutungen auf, die eine Rückübersetzung unmöglich machen. Und die Bedeutung von Gramscis Subalternen hatte sich in kurzer Zeit weit von der eines orthodox marxistisch verstandenen Proletariats entfernt. Anders als ein sich organisierendes Proletariat blieben die Subalternen diffus und uneins. Deswegen kannten sie auch keine gemeinsame Sprache, die ihnen die Organisation als Klasse oder die Bildung einer Nation ermöglicht hätte. Ihre Zerstretheit verhinderte, dass sie mit einer Stimme sprechen und sich politisch repräsentieren konnten. Die Subalternen waren also nicht mehr ins Proletariat rückübersetzbar – oder vielmehr noch nicht.

ÜBERSETZUNG ALS TRANS-LATIO

Aber das ganze Potenzial des Begriffs der Subalternität sollte sich erst im Verlauf der sogenannten Globalisierung erweisen. Denn im Zuge der Integration der Weltmärkte verlagerten sich die Peripherien zusehends. Nur in den Beletagen der Metropolen scheint es, als existiere das Fließband aus Charlie Chaplins' Klassiker »Modern Times« nicht mehr. Anstatt zu verschwinden, hat es jedoch nur die Fabrik gesprengt. Die Fabrik findet jetzt in

den Minen statt, den Feldern, den Schlaf- und Hinterzimmern, auf Schleichwegen, in Garagen, den Parkplätzen, auf denen Tagelöhner warten. Sie hat sich in die Welt ergossen und dabei unzählige neue Gruppen von Subalternen nahezu industriell produziert.

So ist es auch kein Wunder, dass die fruchtbarsten Anwendungen des Begriffs der Subalternität ab den 1970er Jahren in Indien und danach in Lateinamerika stattfanden. In Indien schloss die nationale Geschichtsschreibung Ranajit Guha zufolge die große Masse der indischen Bevölkerung als Subalterne vom Status politischer Subjekte aus.² Diese Subalternen stellten die Mehrheit der Bevölkerung dar; ihr Anteil am Widerstand gegen die britische Kolonialmacht wurde jedoch ignoriert. Das Projekt der indischen Subaltern Studies Group war es demgegenüber, die verlorenen Stimmen der subalternen Gruppen durch Archivarbeit zu rekonstruieren.

An dieses Projekt der Gegengeschichtsschreibung knüpft nun Spivaks in Teilen zuerst 1985 veröffentlichter Text an. Obgleich sie mit dem Projekt der Subaltern Studies Group sympathisiert, fragt Spivak sich – ähnlich wie zuvor Godard –, ob es tatsächlich so einfach ist, die Ausgeschlossenen zum Sprechen zu bringen. Genügt es, ihnen im übertragenen Sinne ein Mikrofon vor den Mund zu halten, auch wenn das Mikrofon in diesem Fall durch die historischen Methoden der Archivforschung ersetzt wird? Das ist mehr als zweifelhaft, denn das Archiv ist ein Hort der Macht, in dem die Spur der Subalternen notwendig entstellt und verzerrt wird. Spivak erzählt uns, wie selbst die wenigen weiblichen Namen, die das koloniale Archiv verzeichnet, durch die Ignoranz der Briten bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden. Können wir die stammelnd wiedergegebenen Äußerungen der Subalternen, insbesondere der weiblichen, überhaupt im Nachhinein verstehen? Müssen wiederum »Exper-

ten« die Sprache der Subalternen übersetzen, um uns zu erklären, was sie eigentlich meinen?

Die Rolle der »Experten« ist auch das Ziel von Spivaks erster, wichtiger Kritik. Sie wirft Theoretikern wie Gilles Deleuze und Michel Foucault vor, in einem miteinander geführten Gespräch die Rolle solcher Experten einzunehmen – und zwar genau deswegen, weil sie die Unterdrückten »für sich selbst sprechen« lassen wollen. Der Vorwurf scheint zwar paradox, wird jedoch bei genauer Lektüre sonnenklar: In besagtem Gespräch sind es die beiden Intellektuellen, die das »Für-sich-selbst-Sprechen« der Anderen repräsentieren. Die Situation gleicht ein bisschen der Szene aus »Tout va bien«, wenn auch mit veränderten Vorzeichen. Angeblich sprechen die ArbeiterInnen »selbst«, aber wiederum ist nichts zu hören; während die Off-Stimme im Film die Gebrochenheit des Für-sich-selbst-Sprechens markiert, wird hier alles vom Off-Kommentar der Experten überlagert. Sie spielen eine Art Bauchredner für unterprivilegierte Gruppen, wobei sie gleichzeitig so tun, als seien sie selbst gar nicht da.

Die anderen »für sich selbst sprechen« zu lassen ist also laut Spivak eine uneingestandene Geste der Selbsterhöhung. Völlig zu Recht kritisierte sie diese Geste schon vor 20 Jahren als verdeckte Rehabilitation des Subjekts (der westlichen Mittelklasse). Dieser versteckte Essenzialismus sei dem offen eingestandenen und daher altmodisch wirkenden Essenzialismus der Subaltern Studies Group mit ihrem Projekt der Rekonstruktion eines subalternen politischen Subjekts diametral entgegengesetzt. Während Ersterer das Subjekt zwar leugnet, aber lebt, bejaht Letzterer es zunächst, aber nur als in sich heterogenes und gebrochenes. Es werde nur durch Zerstreutheit und Unfassbarkeit definiert und bestehe letztendlich aus reiner Differenz.

Dieser letzte Aspekt ist es, der Spivak vor allem interessiert und mit dem sie über den Ansatz der Subaltern Stu-

dies Group hinausgeht. Denn wie soll sich ein solches Subjekt noch artikulieren? Eben: gar nicht. Eine Rekonstruktion der Stimme der Subalternen ist Spivak zufolge prinzipiell nicht möglich, vor allem wenn diese Subalternen weiblich sind. Ihr äußerst kontrovers diskutiertes³ Beispiel betrifft die indische Witwenverbrennung. Spivak behauptet, dass diese Witwen durch eine Art diskursiver Zwickmühle zum Schweigen gebracht wurden: Während sie vom lokalen Patriarchat als Bewahrerinnen der »Tradition« verherrlicht wurden, waren sie für die englischen Kolonialmächte Belegexemplare für die gewaltsam zu modernisierende barbarische Zurückgebliebenheit der Inder. Zwischen diesen beiden unversöhnlichen Positionen wurde es den Frauen selbst sehr schwer, wenn nicht unmöglich gemacht, sich zu artikulieren. Was auch immer sie sagten, wurde von mindestens einer Seite – wenn nicht von beiden – als Legitimation der je eigenen Position missbraucht. Auch wenn diese Frauen also redeten, konnten sie sich kein Gehör verschaffen. Das war die Bedeutung des Spivak zugeschriebenen, apodiktischen und oft in Frage gestellten Kalauers: »Die Subalterne kann nicht sprechen.«⁴ Die Ordnung der Diskurse erlaubt die Artikulation bestimmter Sachverhalte nicht, da sie selbst auf diesem Schweigen beruht. So entsteht eine enge Verbindung zwischen dem Status der Subalternität und dem Schweigen. Wenn die Subalterne sich nicht artikulieren kann, dann heißt dies im Umkehrschluss auch, dass jede/r, die oder der sich artikulieren kann, nicht subaltern ist.

AUTISTISCHE MONADEN

Aber sogar Spivaks Text selbst traf auf einen diskursiven Kontext, in dem manche ihrer Argumente sehr deutlich verstanden wurden, andere wiederum gar nicht (was je-